

2018

bekannt, und in zwei bis drei Stunden werde ich in der Stille hinter den Bergen fein in einem lichten, bewohnten Haus. Jetzt wird's doch schon früh dunkel." Aber es vergeht eine halbe Stunde, eine ganze Stunde. . . Jeden Augenblick scheint es mir, daß der Paß nur noch zwei Schritte von mir ist, der kahle, steinige Steig aber nimmt kein Ende. Drunten liegen schon lange die Kiefernwälder hinter mir, schon lange war das niedrige, vom Sturm gebeugte Buschwerk vorüber und ich beginne müde zu werden und zu frieren in dem kalten Nebel und Winde. Mir kommt der Friedhof derer, die auf dieser Höhe umgekommen, in Erinnerung — etliche Gräber inmitten eines Kiefernstandes, nicht weit vom Passe, in denen tatarische Holzhauer, die unter dem Wintersturm von der Sajla abgestürzt sind, begraben liegen. . . Diese Gräber sind nicht mehr fern — und ich fühle, auf welch welfremder, wilder Höhe ich bin, und bei dem Bewußtsein, daß rings um mich jetzt nur Nebel und Abgründe sind, krampft sich mir das Herz zusammen. Wie werde ich an den einsamen Stein- und Denkmälern vorübergehen, wenn sie im Nebeldunkel menschliche Gestalt annehmen? Werde ich denn erst in tiefer Mitternacht den Paß erreichen? Und werde ich genug Kraft besitzen, von den Bergen hinunterzusteigen, wenn ich schon jetzt die Vorstellung von Zeit und Raum verlieren? Aber zum Nachdenken ist keine Zeit, — ich muß vorwärts . . .

Weit in der Ferne vor mir hebt sich dunkel etwas aus dem dahingehenden Nebel. . . Da liegen finstere Hügel, schlafenden Bären gleich. Ich steige hinüber, von Stein zu Stein, und mir folgt das Pferd, wobei es immer wieder sich losreißt und klirrend mit den Hufen auf die nassen Kieselsteine tritt. Da merke ich plötzlich, daß von neuem der Weg langsam ansteigt! Ich bleibe stehen — und Verzweiflung faßt mich an. Ich zittere am ganzen Körper vor Anstrengung und Müdigkeit, meine Kleidung ist ganz vom Schnee durchnäßt und der Wind durchdringt sie durch und durch. Soll ich um Hilfe schreien? Aber jetzt haben sich sogar die Hirten in ihre homerischen Hütten mit den Ziegen und Schafen verborgen. — Kein Mensch wird mich hören. Und mich umschauend denke ich fast mit Entsetzen:

„Mein Gott! Habe ich mich verirrt? Ist es vielleicht meine letzte Nacht? Und wenn nicht, wo und wie werde ich sie zubringen?“
Es ist spät, — der Kiefernwald rauscht dumpf und schlaftrunken in der Ferne. . . Die Nacht wird immer unheimlicher und unheimlicher, und ich fühle es, ob ich auch nichts mehr von Zeit und Raum weiß. Jetzt erlosch das letzte Licht drunten im tiefen Tale und allgewaltig deckt alles der graue Nebel, wissend, daß die Stunde seiner Macht gekommen, — die unendliche, unheimliche Stunde, wo alles auf der Erde vergeht und kein Morgen mehr tagt und nur die Nebel steigen und die Berge verschlingen, die majestätisch auf einsamer Mitternachtswache stehen, — und das Rauschen der Wälder wird über die Berge gehen, und dichter und dichter werden die Schneeflocken sinken auf den verödeten Paß. Indem ich mich gegen den Wind schützte, wende ich mich zu meinem Pferd. Das einzige lebendige Wesen, das um mich geblieben ist! Aber das Pferd schaut mich nicht an. Naß, erfroren, gebeugt unter dem Sattel, der traurig auf seinem Rücken hängt, steht es, dehmütig den Kopf zu Boden, mit gesenkten Ohren. Und ich reiße es erbittert am Zügel und setze von neuem mein Gesicht dem nassen Wind und Schnee aus und gehe ihnen von neuem entgegen. Versuche ich mit meinem Blick meine Umgebung zu durchdringen, sehe ich nur die grau dahinwallende Finsternis, die einen mit ihrem Schnee blendet . . . und ich fühle unter den Füßen den schlüpfrigen, steinigen Boden. Horche ich, so vernehme ich nur das Säusen des Windes in meinen Ohren und das monotone Klirren hinter meinem Rücken . . . Die Steigbügel schlagen aneinander.

Aber merkwürdig, — meine Verzweiflung macht mich stark!

Ich schreite kühner aus und der erbitterte Vorwurf gegen einen, der dies alles verschuldet hat, freut mich. Ja, er geht schon über in jenen düsteren und hartnäckigen Gleichmut gegen alles, was kommen mag. Ein Gleichmut, der die steigende Sorge und Hoffnungslosigkeit süß empfinden läßt. . .

Da endlich ist der Paß! Jetzt ist es klar, daß ich die Höhe des Steiges erreicht habe, aber mir ist es gleich. Ich gehe über die glatte Fläche, der Wind jagt den Nebel in langen Fegen und wirft mich hin und her, aber ich beachte ihn nicht. Schon aus dem Säusen des Windes und dem Nebel allein fühlt man, wie tief die Nacht sich der Berge bemächtigt, — schon längst, längst schlafen in dem Tale in ihren kleinen Hütten die kleinen Menschen, aber ich eile nicht, ich gehe mit zusammengebißnen Zähnen und murmele, mich zum Pferde wendend: „Macht nichts, macht nichts, vorwärts! Wir gehen, bis wir hinunterstürzen. . . Wieviel solcher schwerer und einsamer Pässe gab es schon in meinem Leben.“ Von früher Jugend an geriet ich von Zeit zu Zeit in ihren Bannkreis. Wie die Nacht schlichen an mich heran Kummer und Sorge, Krankheit und Elend, an mich und meine Nächsten; Treubruch und Verrat, von denen, die ich liebte, der Freundschaft bitteres Leid und die Stunde des Abschieds von allem, was mir lieb und teuer geworden. Aber unentwegten Herzens nahm ich den Wanderstab und ging . . . und die Pfade zu neuem Glück waren steil und beschwerlich. Nacht, Nebel und Wind überfielen mich auf der Höhe und die unheimliche Einsamkeit packte mich auf den Pässen. . . Macht nichts, vorwärts!“

Jeder muß über seinen Paß. Stolpernd wandle ich wie im Schlafe. Bis zum Tagesanbruch ist es noch weit. Die ganze Nacht werde ich hinuntersteigen müssen durch die Täler und erst am frühen Morgen vielleicht werde ich schlafen können, einen Totenschlaf — zusammengekauert; nur eins zu fühlen — die Wärme der Wärme nach der eisigen Kälte — und die süße Ruhe nach dem qualvollen Wege.

Der Tag wird mich wieder mit Menschen und Sonne erfreuen und wieder mich auf lange Zeit betrügen und mich zwingen, der Pässe zu vergessen. Aber sie werden von neuem kommen und der schwierigste und einsamste wird der letzte sein. . . Wo werde ich hinunterstürzen und für immer in der Nacht und in dem Sturm auf den nackten, urewig öden Felsen bleiben?

Befreiung.

Küßt es, daß ihr uns von leichten Banden befreit, und dagegen uns ganz zwingt in den eisernen Stock?

Herder.

Bereit war alles, Feuer, Schwert und Hand,
Um sie zu schwingen, als fürchtbare Wehr.
Mit Sehn und Hero zum Norden angepannt,
Wie vor der Höhl' ein Löwe steht das Heer,
Die Menschen-Hydra! Unheil atmend wand
Sie sich aus ihrem Pfuhl und kroch daher,
Statt Köpfen Helben, die umsonst gemäht,
Sich stets erneuern mit Rapidität.

Geschichte nimmt die Dinge nur en gros;
Wenn wir sie im Detail vor Augen sehen,
Wie viel der Krieg arm macht, wie wenig froh,
So würden wir fortan den Kriegsruhm schmäh'n,
Der so viel Korn vergeudet bloß um Stroh,
Um etwas mehr Gebiet und mehr Trophäen.
Das Trocknen einer Träne ist wahrer Ehre
Näher, als das Vergießen blutiger Meere.

Byron („Don Juan“).

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Lüth); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik



1. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.** Nr. 16

Er erscheint wöchentlich einmal. Redaktion u. Expedition: Waller Heerstr. 52 (Eing. Torweg). **Bremen, den 7. Oktober 1916** Einzel-Nummer 15 Pfg. Durch die Post bez.: monatlich 60 Pfg., vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellschein

Inhalt:

Nach der Parteikonferenz 1.	Seite 121
Staat, Nation, Imperialismus und Sozialdemokratie (Fortf.)	122
Die russische Arbeiterschaft gegen den Sozial-Chauvinismus. Von G. Zinowiew.	124
Sozialpatriotismus und Parteiposition	125
Aus unserm politischen Tagebuch	127
Feuilleton:	
Eine Freundschaft. Von M. Rüscher (Berlin).	127

Nach der Parteikonferenz.

1. Die organisatorische Lage.

Die Konferenz, die der sozialpatriotische Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie zur Stärkung seiner Position abhalten ließ, legt die politische und organisatorische Linie seiner Politik für die nächste Zukunft fest. Wie wenig neues Material sie auch zur Beleuchtung der Politik des 4. August liefert, so zeigt sie doch, wie er seine Linie durchzuführen gedenkt. Und eben weil die entschiedene Linke keine Absicht hat, sich von den Sozialpatrioten irgendwie beeinflussen zu lassen, hat sie alle Ursache, ihre Absichten zu verstecken zu suchen.

Auf organisatorischem Gebiete beweist die Parteikonferenz, daß der Parteivorstand einstweilen die Spaltung vermeiden will. Er hatte dank den äußeren Umständen, in denen die Konferenz tagte, dank dem Wahlmodus auf der Konferenz eine sichere Mehrheit. Trotzdem wagte er keine Resolution annehmen zu lassen, die die Arbeitsgemeinschaft außerhalb der Parteistellen würde. Er begnügte sich mit einer Resolution, die die Spaltung der Reichstagsfraktion verurteilt. Ja, er wagte keine Resolution einzubringen, die die Mitglieder der „Sonderorganisationen“ — wie z. B. der Gruppe „Internationale“, der „I. S. D.“ —, die Herausgeber der Flugblätter, die Propagandisten der Spaltung, außerhalb der Partei stellt. Er verdonnerte sie nur „moralisch“. Es wäre lächerlich, anzunehmen, daß Herr Ebert und seine Gefolgschaft, nachdem sie alle Grundsätze des Sozialismus mit Füßen getreten haben, auf einmal einen Heidenrespekt vor dem Parteistatut bekommen haben, der dem Parteitag allein solche Beschlüsse zu fassen erlaubt. Die Auffassung ist irrig, die der „Vorwärts“ ausspricht: „Der Verlauf der Reichstagskonferenz und das Verhalten der nominellen Mehrheit scheint uns Gewähr zu bieten, daß die Zeit der parteioffiziösen Verfehlung der Minderheit, der instanzmäßigen Verurteilungen endgültig vorüber ist, und daß dem Kampf der Geister und der Prinzipien freier Spielraum gegeben wird.“ Wer

das annimmt, der nimmt erstens an, daß die Sozialpatrioten von der Güte ihrer Sache so überzeugt sind, daß sie sich nur auf die Kraft ihrer Argumente verlassen werden, zweitens, daß sie gewillt sind, vom Ruder der Partei zurückzutreten, sich ihrem Urteil zu unterwerfen, falls die Mehrheit der Partei auf dem Parteitage sich gegen sie ausspricht.

Eine solche Annahme widerspricht allgemein bekannten Tatsachen, wie der sich aus ihnen ergebenden Einsicht in das Wesen der Politik des 4. August. Würden sich die Sozialpatrioten auf die Güte ihrer Sache verlassen, so wäre die Reichstagsfraktion heute nicht gespalten. Sie würden den Zentrumsleuten ruhig erlauben, ihren entgegengesetzten Standpunkt von der Reichstagstribüne herunter vorzubringen, was diese veranlassen würde, jeden scharfen Kampf gegen sie einzustellen. Aber die Sozialpatrioten gingen weiter: sie suchten die Minderheit mundtot zu machen. Das bezweckten sie auch durch die Maßregelung der Redakteure in Stuttgart und Duisburg. Wer aber annimmt, daß sie in der Zukunft bereit sind, sich einer sozialistischen Mehrheit der Partei zu unterwerfen, der hält sie für reine Geschäftspolitiker, denen es nur um ihre Stellungen geht.

Nun mag die Korruption in ihren Reihen noch so blühen, mögen sie noch so viele Stellenjäger in ihrem Troß zählen: man darf trotzdem nicht übersehen, daß sie die revolutionäre proletarische Politik für eine Verrücktheit, daß sie dagegen die reformistische Politik für richtig, notwendig halten, also den Versuch, sie dauernd auszuscheiden, mit der Spaltung der Partei beantworten müßten. Ja, wer das U und X ihrer Politik in dem ruhigen ungestörten Einheimen der Gehälter sieht, der darf umso weniger annehmen, daß sie sich jemals der Gefahr aussetzen werden, in die sie von der Verfolgung einer grundsätzlichen proletarischen Politik verfeßt werden müßten.

Wenn dem so ist, wenn sie nicht gewillt sind, ihre Politik zu ändern, und auch nicht gewillt sind, auf Amt und Würden zu verzichten, falls sich die Mehrheit der Partei gegen sie erklärt, wie ist dann ihre Toleranz zu erklären? Sie ergibt sich aus der politischen Lage und den in ihr verborgenen Möglichkeiten. Sie haben auf der Konferenz — wie wir noch zeigen werden — eine rein sozialpatriotische Linie festgelegt, die im Gegensatz zu der sozialimperialistischen der Lensch und Quessel, nach der Ueberzeugung des Parteivorstandes, leichter die Massen verwirren, und in ihrem Bann festhalten kann. Das Zentrum der Partei ist dieser Linie gegenüber wehrlos,

weil es ihr grundsätzlich zustimmt. Ist der Krieg vorüber, so wird der Streit über die Wege der Durchsetzung der sozialpatriotischen Ziele verstummen. Dann werden doch die Scheidemänner — Demagogen wie sie sind — gegen die Rüstungen wettern, für die „Völkerverbrüderung“ eintreten: schloß doch Scheidemann schon jetzt seine Rede für das Durchhalten mit dem Ruf: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Dadurch hoffen sie die Zentrums männer, die doch nichts mehr als sozialistische Phrasen fordern, so weit zu bringen, daß sie nach dem Kriege mit ihnen zusammengehen werden. Dann wird auch die Zeit kommen für den Hinauswurf der Internationalisten der Tat, von denen sie in ihrer Kurzsichtigkeit annehmen, daß sie keine großen Massen hinter sich haben werden.

Einstweilen also verzichten sie auf das allgemeine Hinausdrängen der Linksradikalen. Die bisherigen lokalen Mittel genügen ihnen einstweilen: der linksradikale Meyer ist aus dem „Vorwärts“ hinausgeworfen und er wird nicht mehr zurückkehren; dem Zentrumsmann Stroebel* aber kann man erlauben, gegen die Politik des 4. August zu schreiben, wenn er nur im „Vorwärts“ gegen die Spaltung auftritt und den Arbeitern einredet, daß sich nach dem Kriege alles, alles wieder finden wird. So werden sie es überall machen. Nicht Einsicht in die Notwendigkeit, dem Ideenkampfe freien Spielraum zu geben, nicht Wille zu einer eventuellen Unterwerfung unter den sozialistischen Willen der Partei, sondern rein taktische vorübergehende Erwägungen waren es, wenn die Sozialpatrioten einstweilen der Spaltung aus dem Wege gingen.

Der biedere „Vorwärts“ erklärt in seiner Besprechung der Reichskonferenz, daß die Opposition „erst recht keine Veranlassung hatte, irgend etwas zu unternehmen, was zur Sprengung des Rahmens der Partei führen könnte. Alle Teile der Opposition bewiesen damit, wie falsch die Anschuldigung war, daß das Bestreben der Kritiker der Haltung der Fraktions- und Instanzenmehrheit auf eine Spaltung der Partei hinausläuft.“

Nun hat Genosse Fraïsek im Namen der Linksradikalen**, die an der Konferenz teilnahmen, offen erklärt, daß sie es für richtig hielten, die Herren Sozialpatrioten auf der Konferenz allein unter sich zu lassen. Nachdem aber die Arbeitsgemeinschaft (Zentrum) nicht den Mut gefunden habe, von der Konferenz fernzubleiben,

* Um jedes Mißverständnis zu vermeiden, sei hier gesagt, daß wir mit diesen Ausführungen keinesfalls den Genossen Ströbel als bewußtes Werkzeug des Parteivorstandes hinstellen wollen. Obwohl Ströbel niemals Anhänger der Gruppe Internationale war, wie mancher aus seiner Mitarbeit in der ersten Nummer der „Internationale“ und aus seinen freundschaftlichen Beziehungen zu manchem ihrer Führer geschlossen haben, ist er persönlich ein überzeugter und mutiger Gegner der Politik des 4. August. Leider lassen ihn die Illusionen über die Möglichkeit der Umkehr der alten Partei zur proletarischen Politik, wie die Befangenheit in sozialpatriotischen Gedankengängen nicht die Grenzen überschreiten, die die Politik des linken Flügels des Zentrums (die Labour-Gruppe) von uns trennen. So ist er mittamt seinem subjektiven Radikalismus unbewußt zum Mittel geworden, die Massen an den Parteivorstand zu ketten.

** Wenn die Sozialpatrioten aus der geringen Vertretung der Linksradikalen auf ihre numerische Schwäche in der Partei schließen, so werden sie eine Enttäuschung erleben, inwieweit es sich dabei nicht um Heuchelei handelt. Es bestand kein Uebereinkommen unter den Linksradikalen über die Besetzung der Konferenz: ihre Mehrzahl boykottierte sie. Im anderen Falle wäre die Vertretung der entschiedenen Linken trotz aller äußeren Hindernisse viel größer gewesen.

seien sie erschienen, „um den wahren Charakter der Konferenz vor den Genossen zu entlarven“. Daß das ein Zeichen des liebevollen Verhältnisses zum „Rahmen der Partei“, d. h. der Einheit mit den Sozialpatrioten, sei, von dem der „Vorwärts“ mit Emphase spricht, können wir nicht finden. Herr Ebert dagegen sprach auf der Konferenz von der „heuchlerischen Spitzbubentaktik“ der Linksradikalen, die sich ein eigenes Programm geben und im ganzen Lande vom Verrat des Parteivorstandes, der sich nicht am Parteiprogramm und Parteitagsbeschlüsse halte, schreien. Wir wollen mit Herrn Ebert über Spitzbuben und Heuchelei nicht streiten, noch uns darüber entrüsten: die moralischen Aufwallungen dieses kühlen Rechners sind der Art, daß sie jeden, der ihm einmal ins Weiße des Auges geschaut hat, ganz kalt lassen. Aber der Parteigenossenschaft wegen wollen wir über die organisatorischen Schlüsse, die unserer Meinung nach die Linksradikalen aus der Konferenz ziehen müssen, noch ein paar Worte sagen.

Wir haben verschiedene Male offen erklärt und begründet es ausführlich, daß wir die Spaltung mit den Sozialpatrioten für unumgänglich notwendig halten. Könnten wir die Eberts und Legiens heute aus ihr entfernen, wir würden es herzlich gern tun. Aber wir sind einstweilen Minderheit und als solche stehen uns zwei Wege offen: aus der Partei austreten oder einstweilen in ihr zu verbleiben. Viele unserer Anhänger wollen aus Ekel vor der auch nur äußeren Gemeinschaft mit den Eberts und Legiens aus der Partei austreten und eine neue gründen. Wir sind, wie schon früher betont, Gegner dieser Taktik und zwar aus folgenden Gründen:

Die deutsche Sozialdemokratie ist als proletarische Partei durch die Mühen vieler Generationen aufgebaut worden. Wir, die einzigen, die wirklich ihren Kampf weiterführen können, haben kein Recht, ihre alte Organisation aufzugeben, sie den Gegnern des proletarischen Klassenkampfes in die Hände zu spielen, damit sie sie als Trugmittel der Massen gebrauchen. Wir haben umgekehrt die Pflicht, alles zu tun, um ihr Haus von den Verrätern ihrer Ideale zu reinigen. Das ist ein prinzipieller Grund für das Verharren in der Partei, bis sie selbst auf einem Parteitag sich schändet oder ihre sozialpatriotischen Verderber aus ihren Reihen hinausweist. Zu dem Grunde kommen andere, praktische: wir haben von der alten Partei soviel wie irgend möglich an Menschen und Mitteln herauszuholen für den Kampf um ihre alten Ziele. Jetzt, wo uns die äußeren Bedingungen den Appell an die Arbeitermassen so sehr erschweren, wäre es unsinnig, den Boden der Partei, deren Organisationen für uns ein Rekrutierungsfeld bilden, zu verlassen. Diese beiden Gründe müßten zurücktreten, wenn wir als Preis für das Verbleiben in der Partei das Einstellen der Spaltungspropaganda, wie die Propaganda unserer positiven Ideen, zu entrichten hätten.

Nun haben die Sozialpatrioten aus Rücksicht auf die Zentrums männer, die sie, solange sie selbst im Kampfe gegen die Instanzen stehen, in dem Hinauswerfen nicht unterstützen können, nicht gewagt, zur zentralen Attacke auf die Linksradikalen überzugehen. Wir wären dumm, wenn wir diese Schwierigkeiten unserer Gegner nicht ausnützen würden. Wir müssen in der Partei bleiben und in ihr den Kampf um jeden Mann führen. Ent-

weder werden wir dadurch so stark, daß wir die Männer des 4. August aus der Partei treiben können, oder wir werden stärker als wir jetzt sind, und verlassen die Partei, nachdem wir in ihr nichts unterlassen haben, was wir als selbständige Partei tun würden.

Dies alles sagen wir nicht aus irgend einem Bedürfnis, dem Herrn Ebert zu beichten — wir sagen ihm kaum etwas Neues —, sondern um unseren Anhängern die Gründe auseinanderzusetzen, die gegen das Verlassen der Partei sprechen, was viele der besten unserer Anhänger für notwendig halten.

Staat, Nation, Imperialismus und Sozialdemokratie.

Im Zeitalter des Imperialismus.
Die nationalen Fragen.

Wir zeigten im ersten Kapitel unserer Auseinandersetzung, wie wenig sich schon der junge Kapitalismus um die nationalen Grenzen kümmern konnte, wo er bei der Staatsbildung durch militärische oder wirtschaftliche Gründe über die Grenzen der eigenen Nation hinausgetrieben wurde. Der Imperialismus verstärkte aber ungeheuer den Drang der kapitalistischen Bourgeoisien, die nationalen Grenzen zu überschreiten. Dieser Drang ist die grundlegende Tatsache des Imperialismus, seine grundlegende Tendenz. Der Imperialismus beginnt eben dort, wo sich die Bourgeoisie nicht mit der Ausnutzung der Ware Arbeitskraft der eigenen proletarischen Volksgenossen, der Heranziehung fremder Proletarier in das eigene Land, der Ausbeutung fremder Völker durch friedlichen Warenexport begnügt, wo ihre wirtschaftlichen Kräfte so gewachsen sind, daß sie sich an die Aufgabe wagt, in fremde, noch unentwickelte Länder Kapital zu exportieren, um sie später politisch zu beherrschen, unter eigener Staatshoheit ihre Volkskraft und ihre Produktionsmittel sich nutzbar zu machen. Was im Zeitalter des jungen Kapitalismus Resultat des Zwanges gewisser geographischer Tatsachen war, nämlich die Ueberschreitung der nationalen Grenzen, das ist jetzt Grundtatsache.

Sie äußert sich in der mannigfachsten Form. Die imperialistischen Staaten erobern Kolonien, d. h. Länder auf so niedriger Stufe wirtschaftlicher Entwicklung, daß sie keine eigene Bourgeoisie, kein eigenes Kapital haben. Da aber das nationale Bewußtsein ein Produkt der kapitalistischen Entwicklung ist, und ohne sie nicht existiert, so äußert sich die koloniale Tätigkeit vorerst nicht in nationaler Unterdrückung, ja, oft führt erst die koloniale Tätigkeit zum Verschmelzen des Bewußtseins besonderer Stammeszugehörigkeit in ein allgemeines nationales Bewußtsein. Was natürlich erst Resultat eines langen Prozesses ist.

Wenn Karl Kautsky in seiner Broschüre über „Nationalstaat und Imperialismus“ daraus schließt, daß somit der Besitz von Kolonien einen imperialistischen Staat nur zum Kolonialstaat macht, aber keinesfalls zum Nationalitätenstaat, so vergißt er dabei zwei Tatsachen, die den Zweck seiner Feststellung aufheben. Erstens ist es eine Frage der Zeit, wann die wirtschaftliche Entwicklung in den Kolonien bei den Eingeborenen das nationale Bewußtsein schafft. In Indien und Ägypten bildet es sich schon bei der Oberschicht der Eingeborenen

und die koloniale Tätigkeit beginnt dort schon als national empfunden zu werden. Das wird das englische Imperium vor nationale Fragen stellen. Ebenso liegen die Dinge in Niederländisch-Indien. Aber schließlich ist das nicht das Wichtigste. Der Zweck der Kautskyschen Feststellung war, den Nationalstaat als die beste und dauernde Form des kapitalistischen Staates vorzuführen. Aber unabhängig von der Entstehung kolonialer Nationalfragen, die ihm diesen Charakter rauben, gibt der Besitz der Kolonien auch dem Nationalstaat einen ganz anderen Charakter.

Frankreich ist der „ideelste“ Nationalstaat Europas. Würde es sich aber wegen seines Kolonialbesitzes in den Krieg stürzen, so würden, selbst wenn eine Niederlage die nationale Unabhängigkeit Frankreichs in Frage stellen würde, die französischen Proletarier, indem sie die Unabhängigkeit „ihres“ Staates verteidigen, auch den Besitz der Kolonien, um die der Krieg ausgebrochen wäre, verteidigen. Denn würden sie unter der Leitung der herrschenden Klassen in den Krieg treten, so würden die Ziele dieser Klassen ihm den Charakter des nationalen Verteidigungskrieges nehmen. Es handelt sich nicht um die nackte Frage, ob der imperialistische Staat vorerst national „rein“ bleibt, sondern um das, was er besitzt, was er verteidigt; ganz abgesehen von der Frage der historischen Notwendigkeit des kapitalistischen Staates überhaupt bei dem jetzigen Grad der wirtschaftlichen Entwicklung, die wir schon kurz behandelt haben.

Vor dem Weltkriege nahm man an, daß die staatlichen Aenderungen, die der Imperialismus mit sich bringt, nur in den fremden, unzivilisierten Kontinenten, in Afrika und Asien, vor sich gehen werden. Die Erfahrungen des Krieges haben gezeigt, daß, wenn auch die Ziele des Imperialismus außerhalb Europas liegen, die Wege zu ihnen über die Aenderung der europäischen Staats- und Machtverhältnisse führen. Der deutsche Imperialismus erkannte auf einmal, daß alle seine außereuropäischen Erfolge Scheinerfolge sind, solange die englische Flotte die Nordsee beherrscht, weil sie ihn jederzeit von seinen Kolonien, von den Weltmärkten abschneiden kann. Will er eine wirkliche Freiheit des Handels, der Expansion, besitzen, dann muß er durch die Verlängerung der deutschen Küsten, durch Schaffung von maritimen Stützpunkten, durch eine starke Flotte die „Freiheit der Meere“ für sich erlangen.

Wenn der deutsche sozialdemokratische Parteiauschuß in seinen vorjährigen Leitfäden die Freiheit der Meere als Ziel der deutschen Arbeiterklasse aufstellte, es aber auf dem Wege des Vertrages erreichen wollte, so ist das nichts als pure Flunkerei. Wenn der Parteiauschuß wirklich recht hätte, so dürfte man dennoch nicht die Augen vor der Tatsache verschließen, daß Englands Kapital niemals auf dem Wege des Vertrages auf so bedeutende Druck- und Herrschaftsmittel verzichten wird, wie es die Möglichkeit der Blockade seines größten Konkurrenten ist. Die Freiheit der Meere bedeutet in erster Linie Entscheidung über die Zukunft Belgiens und somit die Entstehung einer nationalen Frage inmitten Westeuropas. Darin haben die Reventlows tausendmal mehr recht, und wenn die Sozialpatrioten sie deswegen schelten, so nur, weil sie selbst ein Interesse daran haben, diese Konsequenzen zu verhüllen. Aber nicht nur nach

Westen will der deutsche Imperialismus freie Hand haben: er muß auch einen sicheren Rücken haben im Osten, wenn er frei operieren will.

So entstand für ihn die Frage eines unabhängigen Polens, d. h. eines von Rußland unabhängigen Polens, wie sich der Sozialimperialist Haenisch kürzlich mit unbewußt naiver Ironie ausdrückte. Wenn diese Frage im Sinne des deutschen Imperialismus gelöst wird, so wird für Deutschland eine neue nationale Frage im Osten entstehen oder verstärkt werden. Da das unabhängige Polen ein militärisches Vorwerk gegen Rußland sein würde — die deutsche Regierung hat diesen seinen Charakter offen bekannt —, so könnte sie den Polen beim besten Willen keine Entscheidungen über alle die Fragen überlassen, die irgendwie die Existenzfragen des deutschen Imperialismus berühren. Und weiter: welche Einwirkungen die Existenz auch nur eines solchen Polens auf die nationalen Stimmungen und Bewegungen in Preußisch-Polen haben wird, welche Konsequenzen ein polnischer Pufferstaat für die preußische Politik haben würde, das alles bildet Bestandteile der Polenfrage, wie sie jetzt die deutsche Regierung eingeständenermaßen beschäftigt und die, im Sinne des Imperialismus gelöst, zur belgischen eine polnische Frage gesellen, den Charakter Deutschlands als eines Nationalstaates also völlig aufheben würden.

Die russische Arbeiterschaft gegen den Sozial-Chauvinismus. 2.

Gegen den Sozial-Chauvinismus sind alle wichtigsten Artikel der „Woprosy Strachowina“ gerichtet, seit ihrer ersten Kriegsnummer. Keine einzige Minute hat dieses Arbeiterorgan geschwankt. Gegen die Opportunisten, gegen die Renegaten — sowohl die russischen, wie auch die westeuropäischen — das ist unsere Parole. So schreibt die Redaktion noch in der Nr. 11 der Zeitschrift:

Vor dem Kriege genoß die deutsche Sozialdemokratie besonderes Ansehen bei der russischen Arbeiterschaft. Darum galt es, das Verhalten der offiziellen deutschen „Sozialdemokratie“ in erster Linie zu geißeln. Das hat die Zeitschrift auch getan. Aber schon im ersten programmatischen Artikel, der dieser Aufgabe gewidmet ist, lesen wir:

„Die deutschen Sozialpatrioten ergehen sich jetzt gerne über die französischen Sozialpatrioten und umgekehrt. Auch die russischen Sozial-Chauvinisten — die Herren Potressow, Tscherewanin — üben gerne Kritik an den deutschen Sozial-Chauvinisten. Aber tatsächlich propagieren diese Herren ganz dieselben Ideen. Und darum ist eine solche „Kritik“ durch und durch gefälscht. Die deutschen Sozialpatrioten zu geißeln haben nur diejenigen Sozialisten das Recht, die nicht selber ganz dasselbe Verhalten gezeigt haben.“

„Plechanow“, lesen wir in demselben Artikel, „ist der russische Südekum, Scheidemann ist der russische Plechanow. Alle Sozial-Chauvinisten in allen Ländern sind einfach Zwillingenbrüder.“ Guesde, Scheidemann, Hyndmann, Legien, Plechanow, Vandervelde werden in der schärfsten Weise angegriffen.

In einem andern Artikel erklärt sich der Autor solidarisch mit den Linksradikalen. Der Artikel polemisiert gegen die nationalliberale Monatschrift des Herrn Peter Struwe, die erklärte: die Position der offiziellen deutschen und französischen Sozialdemokratie gegenüber dem Krieg sei „natürlich und vernünftig“, aber das Auftreten von Luxemburg und Liebknecht sei „widerfönnig“ usw. Ganz gewiß habt ihr Recht von eurem bürgerlichen Standpunkt aus! — erklärt die Zeitschrift „Woprosy Strachowania“. Die Scheidemänner und Südekums sind nur vorübergehend eure Feinde. Aber in der Hauptsache sind sie eure besten Freunde. Sie wollen die Arbeiterschaft vom Sozialismus zum Liberalismus führen. Und das ist ein Sieg der ganzen Bourgeoisie — der deutschen, wie der russischen. Wir verstehen, warum ihr, russische kontra-revolutionäre Nationalliberalen, für Scheidemann und Südekum, aber gegen die Linksradikalen auftrittet. Die Anhänger der Linksradikalen sind die einzigen Sozialisten in Deutschland. Und nicht nur die Südekums, sondern auch die Linksradikalen finden zu eurem Bedauern Nachfolger in Rußland.

„Der Nationalliberalismus, das ist die richtige Quelle, aus der der jetzige Sozial-Chauvinismus seine Argumente schöpft. Das ist eine Tatsache, die man jetzt nicht nur in Rußland konstatieren kann, sondern auch im allgemeineuropäischen Maßstabe.“

In zwei weiteren Artikeln, betitelt „Zur Frage der Ursachen des Zusammenbruches“, wird bewiesen, daß der Sozial-Chauvinismus ein Ausfluß des Opportunismus und eng mit demselben verbunden ist. Noch in den berichtigten „Voraussetzungen des Sozialismus“ hatte der Vater des Revisionismus, Eduard Bernstein, schon im Jahre 1899 ein umfassendes Programm der „sozialdemokratischen Auslandspolitik“ aufgestellt, das sämtliche sozialpatriotischen Postulate enthält. Im Jahre 1907, auf dem internationalen Kongreß zu Stuttgart, ist die ganze opportunistische Richtung, d. h. die Revisionisten aller Länder, für die „sozialistische“ Kolonialpolitik aufgetreten. Das war der Anfang des jetzigen Sozial-Chauvinismus.

Aber Guesde, Plechanow, erwidert man uns, sie waren doch keine Opportunisten. Es kommt nicht auf einzelne Personen an, antworten wir, sondern auf die Richtungen. Eduard Bernstein war auch einst eine Stütze des Marxismus und dessenungeachtet ist er später Führer des Opportunismus geworden. Struwe war früher Sozialdemokrat. Leo Tichomirow war Revolutionär und Terrorist, jetzt aber ist er frommer Monarchist.

Die Zeitschrift der russischen Arbeiterschaft kritisiert weiter auch die Richtung des „Zentrums“. Das deutsche „Zentrum“ stimmt jetzt sogar gegen die Kriegskredite; denn jetzt hat Hindenburg das deutsche Vaterland schon genügend „verteidigt“. „Haase, Bernstein und Kautsky begnügen sich mit friedlichen pazifistischen Phrasen; Südekum, David, Legien und Scheidemann — das sind Männer der sozial-chauvinistischen Tat.“

Das Blatt bekämpft auch in Rußland nicht nur die offenen Sozial-Chauvinisten — die Plechanow, Potressow, Maßlow, Lewizki, Gwosdiem — sondern auch die „gemäßigte“ patriotische Richtung von Tschcheidze u. a. m., die sämtlich für die freiwillige Teilnahme der Arbeiter an den Kriegsindustriekomitees auftraten.

Bisher pflegte die Pariser russische s. d. Zeitung

„Nasche Slowo“ den Abgeordneten Tschcheidze in Schutz zu nehmen. Sie meinte, er sei ein „gemäßigter“ Internationalist. Jetzt hat sich aber dieser Tschcheidze als gemäßigter „Patriot“ öffentlich entpuppt. Er ist im Kaukasus in Volksversammlungen aufgetreten, um Beschwichtigungsreden zu halten und Resolutionen zu erwirken, die von den zarischen Behörden (den Gouvernator) gutgeheißen sind. Die Redaktion des „Nasche Slowo“ (3. September 1916) schreibt jetzt darüber:

„Wir müssen offen erklären: Die Rolle des Abgeordneten Tschcheidze in dieser Fahrt (nach dem Kaukasus), die unter dem Protektorat eines Gouvernators, eines Hauptmannes, eines Pfaffen und eines Piskawas stattfand, sieht im höchsten Maße traurig aus. . . . Um in den heutigen Verhältnissen eine solche Rolle zu spielen, brauchte man sich wirklich nicht an Zimmerwald anzuschließen. . . .“

In Petersburg war die Rolle der „Richtung“ Tschcheidze schon früher ganz klar. Ein aufrichtiger russischer Internationalist konnte nicht umhin, diese Richtung zu bekämpfen. Darum hat es auch die Zeitschrift „Woprosy Strachowania“ getan.

Wir wiederholen: Die „Woprosy Strachowania“ ist keine Parteizeitung, aber es ist eine Zeitung, die mit der Arbeiterschaft Rußlands aufs engste verbunden ist. Ohne massenhafte Unterstützung seitens der Arbeiter, ohne Geldbeiträge könnte sie keinen einzigen Monat existieren. Viele Seiten sind von der Zensur vollkommen gestrichen. Aber auch das, was in der Zeitschrift stehen blieb, beweist zur Genüge, wie die russische Arbeiterschaft den Sozialpatriotismus haßt und verachtet.

Schwierig, unmenschlich schwierig, ist die Lage der revolutionären Internationalisten im zaristischen Rußland. Aber die Avantgarde der Arbeiterklasse steht zu uns. Und das verleiht unserer Bewegung unausrottbare Lebensfähigkeit und Stärke. Die russische Arbeiterschaft wird ihre Pflicht gegenüber der Arbeiterinternationalen erfüllen.

G. Binowiew.

Sozialpatriotismus und Parteiopposition.

1. Die Notwendigkeit der Klärung.

Die Sitzung des französischen Parteiausschusses, die mit der Annahme einer Resolution endete, in der die festere Gestaltung der Kriegführung zwecks Erlangung eines schnellen und entscheidenden Sieges gefordert wird, macht es der deutschen Opposition in allen ihren Teilen zur Pflicht, eine klipp und klare Antwort zu geben, wie ihre Stellung zur Politik der französischen „Sozialdemokratie“ ist. Die deutsche Parteiopposition hat diese Pflicht der deutschen wie der internationalen Arbeiterbewegung gegenüber. Denn, um nur ein Beispiel zu nennen, die französischen Sozialpatrioten suchen den Kampf der deutschen klassenbewußten Arbeiter als Bestätigung für die Richtigkeit der Haltung des französischen Sozialpatriotismus auszunutzen, indem sie so die Prinzipientreue der deutschen sozialdemokratischen Arbeiter mißbrauchen, um die Schädlichkeit der oppositionellen Tätigkeit der Vorkämpfer des Klassenkampfes in Frankreich zu beweisen; um die Durchhaltepolitik in Frankreich zu stützen, schädigen sie den Kampf der deutschen Arbeiter. Und dadurch wird die Frage von der Haltung der

französischen Sozialpatrioten zur eigenen Frage der deutschen Opposition. Weiter: Die deutschen Sozialpatrioten berufen sich ihrerseits auf die Haltung der französischen, um zu beweisen, daß sie keine andere Politik, als die des Durchhaltens treiben können. Die deutsche Parteiopposition kann somit den deutschen Sozialpatriotismus nicht bekämpfen, ohne Stellung zum französischen Sozialpatriotismus genommen zu haben.

Bisher haben sich nur einzelne Genossen zu dieser Frage geäußert. So vor kurzem Kautsky und Bernstein. Beide erklären, daß die Politik der Sozialdemokratie im überfallenen Lande ganz anders sein müsse, als die der Sozialdemokratie des überfallenden Landes. Dieser Standpunkt wurde vor einigen Monaten von einem pseudonymen „Germanicus“ in einer in Zürich herausgegebenen Broschüre, „Der springende Punkt“, vertreten. Der Verfasser gab ausdrücklich zu verstehen, daß die Haase, Kautsky und Bernstein seine Meinung teilen. Germanicus, der den Standpunkt der französischen Sozialpatrioten grundsätzlich teilt, wurde von der „Humanite“ als Schwurzeuge angeführt, obwohl der „Humanite“ bestimmt bekannt ist, daß Germanicus bis zum Kriege bürgerlicher Pazifist war, als Interpret des sozialistischen Standpunkts also von höchst zweifelhaftem Wert ist.

Mit desto größerer Wonne stürzt sie sich jetzt auf Ausführungen so bekannter Vertreter eines Teils der deutschen Opposition wie Kautsky und Bernstein. Dadurch fällt der Arbeiterschaft, als deren Vertreter die beiden Genossen gelten, die Pflicht zu, zu sagen, ob sie mit diesem Standpunkt einverstanden ist. Aber auch die entschiedene Opposition, die Gruppe „Internationale“ und die Internationalen Sozialisten Deutschlands (I. S. D.), müssen ihre Meinung äußern, obwohl für jeden Menschen mit gutem Willen der Standpunkt in der Frage eigentlich klar sein sollte. Denn selbst Liebknecht wird von den Renaudels in Anspruch genommen. Hier kann der Einspruch einzelner Genossen nicht genügen; hier ist eine offizielle Antwort nötig. Diese Antwort zu fordern, hat die unter sehr schweren Bedingungen kämpfende französische Parteiopposition alles Recht. Und wir wissen, daß ihr entschiedener Teil sie auch erwartet. Und die Antwort muß klar und unzweideutig sein. Jede Rücksicht darauf, daß man in erster Linie mit den eigenen Sozialpatrioten zu kämpfen hat, ist hier verhängnisvoll.

Unser jetziger Kampf kann nur international geführt werden, und von den Schritten der sozialdemokratischen Opposition in Deutschland hängen die der französischen ab, und umgekehrt. Wie die französische sich nicht zum Schrittmacher des deutschen, so will sich auch die deutsche nicht zum Schrittmacher des französisch-englisch-russischen Imperialismus machen. Wir wollen hier kurz die Auffassung entwickeln, die nach unserer Ueberzeugung die der entschiedenen deutschen Opposition in diesen Fragen sein muß, und tatsächlich ist.

2. Die Schuldfrage.

Die französischen Sozialpatrioten erklären in ihrem letzten Beschluß, daß es internationale sozialistische Pflicht sei, festzustellen, welche Regierung die angreifende war, um die Kraft der Proletarier aller Länder gegen sie zu richten, um die Völker vor der Entfesselung oder der

langen Dauer des Krieges zu bewahren. Dieser Standpunkt ist als durch und durch schädlich abzulehnen!

Der Standpunkt des Sozialismus zum Kriege kann sich nicht auf die Frage beschränken, welche der kämpfenden Parteien der Angreifer war. Im Jahre 1848 propagierte Marx einen Angriffskrieg gegen Rußland. Ob die Sozialisten einen Krieg unterstützen können oder nicht, hängt nicht davon ab, ob er ein Angriffskrieg oder Verteidigungskrieg ist, sondern vom Charakter des Krieges. Wenn die Revolution des Jahres 1848 ohne Krieg gegen Rußland, das damals wirklich der Hort der Revolution war, nicht siegen konnte, so war es die Pflicht der Revolutionäre, diesen Krieg zu propagieren. Damit hat aber die jetzige Haltung des Proletariats zum Kriege nichts zu tun, da die heutigen Kriege unter völlig veränderten Situationen entstehen und keiner von ihnen imstande ist, dem sozialen Fortschritt zu dienen, der nur noch in sozialistischen Formen möglich ist.

In der Ära des Imperialismus geboren, war der jetzige Krieg das Ergebnis der Politik aller Regierungen, wurde er durch diese Politik vorbereitet. Diese Abewahrheit mußte doch selbst die Konferenz der Ententesozialpatrioten in London anerkennen. Welche Bedeutung kann angesichts dieser fundamentalen Tatsache die Frage haben, wer nun gerade den Funken in das gefüllte Pulverfaß geschleudert hat? Gleichgültig ist sie gewiß nicht. Der Weltkrieg mußte nicht absolut notwendig im August 1914 ausbrechen.

In der kurz nach dem Kriegsausbruch veröffentlichten Arbeit: „Der Krieg und die deutsche Politik“ schrieb Paul Kohrbach: „Wir brauchen nicht zu verzweifeln, daß uns die Möglichkeit bewußt ist, wie unerwartete Ereignisse auch noch im letzten Augenblick eine andere Entwicklung der Dinge herbeiführen können. Die Zustände in Rußland sind in innerpolitischer Beziehung so kritisch, daß unterrichtete Leute meinen, die russische Revolution habe noch gar nicht stattgefunden, sondern sie stehe noch bevor.“ (S. 67.) Das bedeutet: wäre der Krieg nicht im August 1914 ausgebrochen, die Zuspitzung der Verhältnisse in Rußland hätte ihn eventuell auch im Jahre 1916 unmöglich machen können. Der Krieg hätte also auch eventuell an dem Termin nicht ausbrechen können, von dem die deutsche imperialistische Publizistik mit einem gewissen Recht behauptet, daß er der Termin sei, auf den die imperialistischen Kreise der Entente zum Losschlagen gewartet hätten.

Und Fürst Bülow schreibt in seinem Buche über die „Deutsche Politik“, es lasse sich nicht mit Sicherheit sagen, „ob, wenn im Juli 1914 die allgemeine Konflagration nicht eingetreten wäre, wir den Weltbrand später bekommen hätten, oder ob nicht vielleicht Ereignisse eingetreten wären, die die Gefahr des allgemeinen Krieges wieder für absehbare Zeit ausgeschaltet hätten“ (S. 119.)

Wer die historische Notwendigkeit des Imperialismus für den Kapitalismus und die sich aus seinem Wesen ergebenden Kriegsgefahren hervorhebt, der muß keinesfalls deswegen in dem jetzigen Weltkrieg eine absolute Notwendigkeit sehen. Würde aber dieser Weltkrieg im Jahre 1914 wohl verhütet worden sein, so hätte am Ende unter dem Einfluß der sozialen und politischen Entwicklung die Radikalisierung der Arbeiterbewegung wenn auch nicht den Krieg, so doch wenigstens den Zusammen-

bruch der Internationale verhüten können. Der Weltkrieg ist also nicht nur das Produkt der allgemeinen imperialistischen Politik, sondern auch bestimmter Taten bestimmter Regierungen. Die Sozialdemokratie desjenigen Landes, die ihrer Regierung wird beweisen können, daß sie nicht nur durch ihre allgemeine Politik den Krieg hat vorbereiten helfen, sondern ihn durch bestimmte Taten zum Ausbruch gebracht hat, wird sich natürlich nicht mit allgemeinen Anklagen gegen das kapitalistische System begnügen dürfen, sondern sie wird die betreffende Regierung mit besonderer Wucht angreifen können. Aber das könnte trotzdem nicht in der Weise geschehen, daß dabei Regierungen von Schuld freigesprochen würden, die zwar jahrzehntelang den Krieg mit vorbereiten halfen, aber die Zeit zum Losschlagen im August 1914 noch für verfrüht hielten.

Es handelt sich für uns nicht um die ausgleichende Gerechtigkeit oder um agitatorische Bedürfnisse, sondern um viel wichtigere Dinge. Stellen wir uns einmal einen Augenblick auf den Standpunkt der französischen Sozialpatrioten, daß nämlich Deutschland der Angreifer in diesem Weltkriege gewesen sei. Hätte Frankreich, Rußland, England deswegen, weil sie angegriffen worden wären, auf ihre bisherige imperialistische Politik verzichtet? Erstrebt Rußland nicht den Besitz der Dardanellen und Armeniens, England nicht den Besitz Syriens usw.? Solange ein imperialistisches Land, weil es angegriffen wurde, seine imperialistischen Ziele nicht aufgibt, würde die ausschließliche Richtung der allgemeinen internationalen proletarischen Front gegen den noch so zweifellos festgestellten Angreifer nichts anderes bedeuten, als die Solidarisierung der Internationale mit den imperialistischen Zielen des angegriffenen Lagers.

Natürlich werden uns die Renaudels, Sembats, Guesdes versichern, Frankreich verfolge in diesem Kriege keine imperialistischen Ziele, es verteidige sich nur. Aber wer von den französischen Sozialpatrioten wagt zu behaupten, daß die englische und russische Regierung keinen ausgesprochen imperialistischen Krieg führt? Sazonoff hat die Teilung der Türkei und Oesterreichs in der Duma offiziell als Regierungsprogramm verkündet; in England drischt Asquith zwar nur allgemeine Phrasen über die Vernichtung des preußischen Militarismus, aber in der einflussreichsten Presse werden die annexionistischen Programme mit einer Ungeniertheit propagiert, die den Vergleich mit der Tätigkeit der Schäfer, Rowntown usw. wohl aushält. Würden die Briand, Poincare auch wie Engel so rein sein, was könnten sie gegenüber dem Willen der englischen und russischen Regierung, die imperialistische Ziele in Europa und Uebersee verfolgen, ausrichten? Wer sich in diesem Weltkriege rücksichtslos an die Seite des „angegriffenen Frankreich“ stellt, der stellt sich damit auf die Seite des Imperialismus der Entente, der Unterjochung von Völkern in Europa, Asien und Afrika, möge er auch noch so ehrlich glauben, daß er der „Menschheit“ und dem „Rechte“ diene. Die deutsche entschiedene Opposition darf sich nicht auf diesen Boden stellen und sie tut es auch nicht. Würde sie es tun, so würde sie sich zum Handlanger des Imperialismus der Entente machen und für ihre Taten vor dem Proletariat aller Länder verantwortlich sein. Sie würde mithelfen, die französischen Proletarier dem französischen

Kapital auszuliefern. Denn wenn sie ihre Stellungnahme zum Kriege nur von der „Schuldfrage“ abhängig machen, die Politik des französischen Sozialpatriotismus als den Grundsätzen des Sozialismus entsprechend erklären würde, so würde mit zur Fortdauer des Krieges beitragen, in dem auch die französische Arbeiterklasse verblutet, in dem das französische Kapital die Lasten den Rücken der französischen Proletarier aufbürdet, Lasten, unter denen es zusammenbrechen wird. Diesen Weg wird die entschiedene deutsche Opposition nicht betreten. Sie wird wie bisher ihren Kampf als einen solchen führen, der sich gegen das ganze kapitalistische System richtet. Sie wird mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln und Kräften den Kampf der sozialdemokratischen Opposition in den Ländern der Entente stützen, nicht vom Standpunkte einer nationalen Rückversicherung aus, sondern weil sie weiß, daß der Sieg des Proletariats über den deutschen Imperialismus allein, auch wenn er möglich wäre, die Quellen der imperialistischen Kriege nicht verschütten könnte. Das kann nur der Sieg des internationalen Proletariats überhaupt erreichen. Ebenso ist die Unterbrechung dieses Krieges durch die Bemühungen des abgeordneten Proletariats eines Landes unmöglich. Selbst wenn sich die deutsche Opposition zu der Rolle hergeben würde, daß sie im Einverständnis mit den Renaudels, die ihre Regierung stützen, die eigene stürzen wollte — es gibt in der deutschen Opposition keine so schlechten Internationalisten —, so wäre und bliebe das eine unmögliche Aufgabe. Das Bewußtsein der internationalen Isoliertheit würde der deutschen Opposition nicht erlauben, irgendwelchen nennenswerten Einfluß auszuüben.

Die französischen Sozialpatrioten werden mit ihrer Auffassung der Schuldfrage kein Gehör bei der deutschen Opposition finden, trotz der pseudosozialistischen Germanicusse, die in Wirklichkeit bürgerliche Pazifisten sind und waren, trotz der Kautsky und Bernstein, die den französischen Sozialpatrioten unbewußt in dieser Frage helfen.

Aus unserm politischen Tagebuch.

3. Oktober.

Der „Grundstein“, das Organ des Deutschen Bauarbeiterverbandes, veröffentlicht in seiner Nr. 19 dieses Jahres einen Artikel, in dem er die Zulassung ausländischer Arbeiter in Deutschland behandelt. Der Artikel schließt mit folgenden Worten des Verfassers, der zwar nicht genannt, von der Redaktion aber als „einen ganz besonders guten Kenner des Ausländerunfugs in Deutschland“ bezeichnet wird: „Die Erfahrungen während des Krieges haben wieder bestätigt, was wirkliche Kenner des Auslandes schon lange vorher behauptet haben: daß man nämlich die romanischen Herrschaften und auch die andern nicht durch Vernunftgründe zu einer gerechten Stellungnahme uns gegenüber bewegen kann, und auch nicht durch anständiges Verhalten. Viel mehr Erfolge erzielt man durch einen gutgezielten Fußtritt.“

Auf diese Weise legen die Sozialimperialisten um August Winnig den Grundstein zur neuen Internationale!

Es ist immer nützlich, in den Protokollen der Sozialdemokratischen Parteitage zu blättern. Da hat in Mannheim 1906 ein Genosse aus Berlin 4 den Antrag gestellt, in der Präsenzliste des Parteitages außer Namen, Wohnort, Wahlkreis und Parteistellung auch den jeweiligen Beruf der Delegierten (ob Parteibeamter, Gewerkschaftsbeamter, Kaufmann, Tischler usw.) möglichst genau anzugeben. Der Antrag wurde nicht genügend unterstützt. Man wußte wohl, warum! Man könnte sonst heute einwandfrei feststellen, daß die Parteitage nur noch Tagungen der Bürokratie waren, woraus sich freilich vieles sehr leicht erklärt hätte.

Feuilleton

Eine Freundschaft.

Von W. Rüscher (Berlin).

Richard Wagner: Briefe an Hans von Bülow. Sena 1916. Eugen Diederichs Verlag. Preis brosch. 7 Mk.; geb. 9,20 Mk.

Hans von Bülow, der geniale Kapellmeister, der der Kunst Wagners in Deutschland kühn die Bahn brach, verhegt und verfolgt von einem Heer von Feinden, ist eine der tragischsten Gestalten im Leben Wagners. Während Wagner, als die Deutschen seine Kunst verfehmten, immerhin noch im Auslande Stätten seiner Wirksamkeit finden konnte, wo er wenigstens von der unmittelbaren Wirkung der allgemeinen Hege verschont blieb, hatte der Kapellmeister keine andere Wahl, als entweder den Kampf gegen das gesamte musikalische Offizientum Deutschlands aufzunehmen, oder auf seine Lebensaufgabe zu verzichten. Bülow wählte den Kampf und er hat ihn unter unsagbaren Opfern geführt, bis zu dem Augenblicke, da sein tragisches Geschick sich erfüllte. Aber da war Wagners Stern auch für Deutschland aufgegangen und eilte seinem Zenith zu: der sieghaften Tat von Bayreuth. Bülow war ein Kämpfer, einer, der keine Widerstände kannte, die nicht zu überwinden gewesen wären, um der verfehmten Sache zum Siege zu verhelfen, der seine Mission mit lobernder Begeisterung durchführte, nachdem er sie einmal als seine Lebensaufgabe erkannt hatte. Selbst ein produktiver Künstler, wenn auch untergeordneten Grades, eine feinsinnige musikalische Natur, besaß er alle Fähigkeiten des geborenen Dirigenten, die Kunstwerke zu seinem eigenen persönlichen Besitz zu machen und das Ererbene der Mitwelt in seiner ganzen ungetrübten Klarheit und Kraft zu vermitteln. Die Kunst Wagners war ihm Erlebnis geworden, und als Erlebnis bot er sie seiner Zeit dar. Man muß dies Verhältnis Bülows zur Kunst Wagners fest im Auge behalten, man muß darüber im Klaren sein, daß Bülow durch diese Kunst erst selbst wurde, daß sie in ihm erst alle seine großen Künstler- und Kämpfergaben auslöste, wenn man das Freundschaftsverhältnis Bülows zu Wagner in seinen rätselvollen Eigenheiten begreifen will. Es ist wahr: Bülow opferte Wagner alles, und die Eigenart Wagners, seine Freundschaft in jedem Falle ganz wesentlich von der Opferwilligkeit der Freunde bestimmen zu lassen, forderte von Bülows restloser Hingabe schließlich mehr, als er jedem anderen seiner Freunde zuzumuten gewagt hätte. Aber man kommt über das Oberflächlichste dieser Freundschaft nicht hinweg, wenn man nicht bis auf den Grund des gemeinsamen Werkes dringt, das die beiden Künstler einte; zudem verliert man sich sonst in überflüssigen Leumundereien, die weder zum Verständnis des einen noch des anderen irgend etwas beitragen. Gewiß: Wagner preßte seine Freunde aus und trug auch nicht die geringsten Bedenken, sie wie verbrauchte Zitronen beiseite zu werfen, wenn sie ihm nicht mehr nützen konnten. „Wagner weiß nur solange von den Menschen, als er sie braucht“, berichtet Peter Cornelius über ihn. Der „Meister“ war darin ein über alle Skrupel erhabener Egoist. Aber dieser Egoismus wurzelte trotz allem in dem Künstlertum Wagners. Die Opfer, die er von seinen Freunden forderte, forderte er letzten Endes nicht für seine Person, sondern für seine Kunst. Es ist über alle Maßen ergreifend, wie alle seine Gedanken, alle seine Wünsche und Hoffnungen, seine Klagen, Enttäuschungen und Verzweiflungen, seine unheimlichsten Worte, alle seine Empfindungen, all sein Ringen und Kämpfen aus der einen Quelle fließt: der Sorge um seine Sache, und immer wieder dahin zurückströmt. Und wenn er schließlich mehr forderte, als sich mit den landläufigen Begriffen von Anstand und Sitte verträgt, so muß man bedenken, daß er als Verbannter, Verachteter, Verfehmter im Auslande ein unfröhliches Leben führen mußte, daß er, voll galliger Ironie, von Paris aus schreiben durfte, sich eines Tages noch an den Kaiser der Franzosen wenden zu müssen: Ich heiße so und so, und von mir stammen Werke, welche jeder Deutsche angehört hat und anhört, mit einziger Ausnahme desjenigen, der sie geschaffen hat und der Sie nun angeht, ihm die Möglichkeit zu verschaffen, seine eigenen Werke zu hören. Man mag bedenken, daß Wagner lange Jahre hindurch, in denen in seiner Künstlerseele die grandiossten Musikwerke reiften, als arbeitsloser Schlucker in der Verbannung ein trostloses Dasein fristete, daß er selbst seiner Kunst die unerhörtesten Opfer bringen mußte. Die Zeit forderte von ihm die letzten Reste seiner Kraft; warum

sollte er von seiner Umwelt weniger verlangen? Warum vor allem von denen, die seine Freunde waren?

Die Briefe Wagners an Hans von Bülow verraten auf jeder Seite, daß es Wagner in seinem Verhältnis zu Bülow ganz wesentlich um die Sache ging. Es sind wenige Briefe in dieser Sammlung, die nicht von den täglichen und stündlichen Sorgen zeugen, die dem Künstler aus seinen Werken erwachsen: immer wieder das Verhandeln mit Verlegern, Direktoren, Sängern; immer wieder das Drängen nach Taten, nach Aufführungen und Arrangements, das verzweifelte Sehnen nach einer ungestörten Arbeitsstätte; immer wieder die materielle Not. Und immer wieder der Ruf nach dem Freunde, daß er ihn in seiner Einsamkeit und psychischen Verfassung aufheitere, damit er wieder Kraft zum Schaffen schöpfe. Nur wenige Briefe, in denen er mit Bülow, dem Kapellmeister, über den musikalischen Gehalt seiner Werke, nur ganz vereinzelt, in denen er mit ihm über seine Weltanschauung spricht. Es sind die Sorgen und Nöte des alltäglichen Lebens, die er dem Freunde mitteilt; aber aus solchem Tatsachenmaterial gewinnt man tiefere Einblicke in die sozialen Notwendigkeiten, die bestimmend auf des Künstlers Wesen einwirkten, als aus seinen Abhandlungen über seine Weltanschauung und seinen gänzlich verworrenen Gedanken über soziale Fragen. Es ist eine alte Erfahrung, daß Künstler über sich selbst nur selten hinreichend orientiert sind. Ihr Gebiet ist das künstlerische Gestalten, nicht aber die philosophische Reflexion. Und schließlich beruht der eigentliche Wert brieflicher Dokumente doch darin, daß sie als authentisch-biographisches Material das Verständnis für das künstlerische Schaffen vertiefen helfen. Zwar ist bekannt, daß gerade das dokumentarische Erbe Wagners nicht mit der Gewissenhaftigkeit und Vorurteilslosigkeit verwaltet wird, die eine allseitige und gründliche Kenntnis des Künstlers erfordert. So ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß auch die vorliegende Briefsammlung nicht vollständig, sondern durch die Zensur des Hauses Wagners erheblich zurückgestutzt worden ist. Denn gerade das Verhältnis Wagners zu Bülow berührt jenen empfindlichsten Punkt, der selbst eifrigen Wagnerverehrer einige Schmerzen bereitet. Daß und weit mehr noch wie Cosima von Bülow Frau Cosima Wagner wurde, ist eine der peinlichsten Angelegenheiten im Leben des „Meisters“; denn erstens war das Verhältnis Wagners zu Frau von Bülow von Anfang an weit ernster als sein Verhältnis zu irgend einer anderen Frau, selbst zu Mathilde Wesendonck, was in bezug auf Wagners Frau eine höchst heikle Sache war. Durch alle die Schmähungen und Verleumdungen, Verdrehungen und Entstellungen, mit denen eine feile Wagnerkamarilla Frau Minnas Andenken beschmutzt hatte, konnte doch nicht verhindert werden, daß das Bild dieser armen, schlichten Frau in allen seinen tragischen Zügen klar erkennbar freigelegt wurde. Nachdem der Bann von Bayreuth gebrochen ist, haben sich auch unter den bürgerlichen Wagnerbiographen die Stimmen gemehrt, die der ersten Frau des Künstlers die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihr nach all den ungeheuren Opfern, die sie ihrem Manne gebracht hat, gebührt. Danach ist es nichts als eitel Legende, deren Quellen gewiß trübe genug fließen, daß Frau Minna der Kunst Wagners verständnislos gegenübergestanden, womit dann von einem „erhöhten“ Standpunkte aus dem „Meister“ für seinen Verkehr mit gleichgesinnten und geistig ebenbürtigen Frauen der erwünschte Freibrief ausgefesselt ist. In Wahrheit hat Frau Minna den Künstler Wagner geheiratet, wie er die Künstlerin nahm. Und diese Frau hat ihrem Gatten in den schwersten Jahren seines Lebens, da der Bann einer ganzen Welt auf ihm lastete und der Hunger sein ständiger Gast war, treu und opfermutig zur Seite gestanden. In diesen Jahren bitterster Not nahm sie vollen Anteil an dem Schicksal des Gatten wie an seiner Kunst. Und bis zuletzt hat sie in Verehrung zu dem Künstler Wagner aufgeschaut. Ihre krankhafte Gerechtigkeit hat ihr je länger je mehr gewiß den klaren Blick für die tatsächlichen Verhältnisse geraubt; allein Wagner bot ihr durch seinen Verkehr mit den Frauen auch stets neuen Anlaß zum Mißtrauen, so sehr er sonst auch um ihre Gesundheit besorgt war. Er folgte hemmungslos seinen Liebestrieben, deren Konflikte eine wesentliche Quelle seiner Schaffenskraft waren. Und so schonte er Frau Minna auch nicht, als sein Verhältnis zu Cosima von Bülow sich immer entscheidender gestaltete. Dieses Verhältnis wird aber dadurch noch besonders kompliziert, daß es sich um die Frau des Freundes handelte, der Wagner am treuesten ergeben war.

Es ist wohl richtig, daß Frau Cosima zu Hans von Bülow nicht paßte. Als Tochter Liszts, dessen Künstlerschaft auf der Höhe ihres Ruhmes stand, als eine Herrschernatur von seltener Energie, ein ungestümes Temperament, das Wagner einmal scherzhaft aber treffend Masepparoff nannte, mochte sie in der Tat mit ihrem Eos,

die Gattin eines Künstlers untergeordneten Ranges zu sein, heftig genug haben. Auch hatte Peter Cornelius wohl recht, indem er schrieb: „Bülow's Heirat war ein Freundesopfer, das er seinem Meister Liszt brachte“. Aber alles das rechtfertigt noch nicht das Verhalten Wagners, dem Freunde gegenüber in der persönlichsten Angelegenheit selbst dann nicht einmal das nötige Vertrauen zu schenken, als alle Welt bereits hinter sein und der Frau von Bülow Geheimnis gekommen war. Und Bülow dachte nicht entfernt daran, daß der Freund sein Vertrauen irgendwie mißbrauchen könnte. Selbst als Frau Cosima im Jahre 1865 einem Kinde Wagners das Leben schenkte, hatte er noch nicht den geringsten Verdacht. So mußte der Schlag, als das Geheimnis nicht mehr zu verheimlichen war, doppelt schwer treffen. Bülow willigte in die Ehescheidung, nur stellte er die Bedingung, daß erst zwei Jahre bis zur Verheiratung Wagners und Cosimas vergehen sollten. Die beiden schlugen ihm diese Forderung ab.

Es ist ohne Zweifel, daß Bülow auch in diesem Falle im wesentlichen der Sache, der er sein Leben geweiht hatte, zu dienen suchte. Er fürchtete, daß der Skandal, der unvermeidlich war, es ihm unmöglich machen würde, fernerhin für Wagners Werk kämpfen zu können. Und er hatte sich nicht getäuscht. „Indem nach dem Verlauf, den die Dinge nunmehr im Angesicht der Welt genommen hatten, seine Münchener Stellung unhaltbar geworden, es ihm überhaupt nicht mehr möglich war, künftighin als Pionier für Wagners Kunst zu wirken, war die Art an seine Lebenswurzel gelegt. Nicht die Ehe tragödie, die Freundes tragödie hatte ihn gebrochen, ja fast an den Rand des Todes geführt. Mitte Juni 1869 schloß er mit einer Wiederaufnahme des Tristan, der ersten nach Schnorrs Tode, seine ruhmreiche Münchener Tätigkeit ab, schickte auch seine beiden Töchter zur Mutter nach Tribschen, um selbst einsam und heimatlos in die Fremde zu ziehen“ (Julius Rapp, „Richard Wagner und die Frauen“).

Für Bülow war das Schaffen im Dienste Wagners, der Kampf für seine Kunst, Lebensbedingung. Das wars, was ihn mit Wagner verband; das wars auch, was ihn zu jedem Opfer befähigte. Für Wagner war Bülow eines der vielen Opfer, die er forderte, um sein Lebenswerk beenden zu können; Bülow kannte nur den Meister und sein Werk; sein Glück floß aus dieser einen Quelle. Er förderte sich, indem er den Meister förderte, und er beglückte sich, indem er ihn beglückte. Sein Blick war ausschließlich auf das Werk des Freundes und damit auf den Freund gerichtet. Wagner wußte das und erwiderte die Freundschaft um dieser Freundschaft Bülow's willen. Aber er dachte nicht daran, daß der Freund auch ein Anrecht auf seinen Lebensboden hatte. Er entzog ihm diesen Boden kurzerhand, um den Weg zu seinem eigenen Glück nicht zu verlängern. Wagner konnte ohne Bülow leben; Bülow ohne Wagner niemals. Es ist die Tragödie einer Freundschaft, die auf der Gemeinsamkeit der künstlerischen Interessen beruhte, aber nicht den Weg zum Herzen fand. Wagner beklagt sich oft in seinen Briefen an Bülow über dessen kurze, wenig herzliche Art, zu antworten. Bülow's Leben war dem Künstler Wagner gewidmet. Wagner, der Mensch, lag nicht im Brennpunkt seiner Lebensglut. Diese Freundschaft war voll Treue und Verehrung auf der einen, voll Uneigung und Hingabe auf der andern Seite. Aber keiner fand den Weg zum Herzen des andern. Trotz all der herzlichen Worte, die Wagner in seinen Briefen an Bülow verschwendet. Es fehlte in dieser Freundschaft die Ebenbürtigkeit der Kräfte, und darum konnte sie nicht von Dauer sein.

Man mag Wagner verurteilen, weil er den Freund verriet, und man mag über Bülow gering denken, weil er dem Freund gegenüber nicht die nötige Selbständigkeit bewahrte: das Wesen dieser Freundschaft ist damit nicht ergründet. Man findet den Schlüssel für ihr Verständnis erst, wenn man das Verhältnis der beiden Männer zu dem gemeinsamen Interessenskreis aufsucht und die besonderen Zeitumstände in Betracht zieht, die das Werk Wagners so eigenartig umgaben und beeinflussten. Die vorliegende Briefsammlung bietet ein wertvolles Hilfsmittel zum tieferen Eindringen in das Wesen Wagners. Schade nur, daß man ihrer Vollständigkeit und Vorurteilslosigkeit mit einigem Mißtrauen begegnen muß, das noch vergrößert wird durch die zwar sehr umfangreiche, aber ebenso tendenziöse Einleitung, deren Verfasser sich ebenso im Verborgenen hält wie der Herausgeber der Sammlung. Ein Namen- und Sachregister, sowie Anmerkungen zum Text wären für das Verständnis der Briefe auch für den wertvoll, der in der Wagnerliteratur über das normale Maß hinaus bewandert ist.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Lüth); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik



1. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 17

Er erscheint wöchentlich einmal. :
Redaktion u. Expedition:
Waller Heerstr. 52 (Eing. Torweg).

Bremen, den 14. Oktober 1916

Einzel-Nummer 15 Bfg. Durch
die Post bez.: monatlich 60 Bfg.,
vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellschein

Inhalt:

Nach der Parteikonferenz. 2.	Seite 129
Staat, Nation, Imperialismus und Sozialdemokratie (Fortf.)	131
Sozialpatriotismus und Parteiposition	132
Aus unserm politischen Tagebuch.	134
Feuilleton:	
Die Gefangenen, von Rene Le Sage	135
Zeugen und Kufes	136

Nach der Parteikonferenz.

2. Sozialpatriotismus

gegen Sozialimperialismus.

Alle Reden der Vertreter der Politik des 4. August auf der Reichskonferenz bewegten sich in rein sozialpatriotischen Geleisen. Bei ihrer Lektüre fühlt man sich versetzt in die Atmosphäre des 3. August 1914, des Vorabends des Tages, von dem eine neue Karte in der Geschichte des deutschen Sozialismus beginnt. Damals entschloß sich die große Mehrheit der Reichstagsfraktion rein instinktiv für die Verteidigung des Vaterlandes. Sie fragte nicht nach dem Charakter des Krieges, nach seiner sozialen Bedeutung, sie erkannte auf einmal, daß sie — wie sehr auch früher die Scheidemänner auf Preußen als Sibirien schalten — innerlich zu diesem Staat gehört, durch ihre Interessen mit ihm verbunden ist, und trat für ihn ein. „Das Vaterland in Gefahr“ — das war für sie die einzige und vollkommen genügende Begründung. Der Sozialpatriotismus war geboren.

Dann begannen seine konsequentesten Köpfe, die Winnig, Kolb, Bloch, über den Sinn des 4. August zu spekulieren, sich und den andern seine Bedeutung klar zu machen. Sie entdeckten zuerst, daß ihre Tat die Vollendung der Entwicklung vom revolutionären zum reformistischen Sozialismus sei. Schon im September 1914 veröffentlicht Winnig im „Hamburger Echo“ einen Artikel, in dem er den 4. August als den Uebergang auf den Boden des kapitalistischen Staates zwecks seiner allmählichen Reform erklärt — natürlich mit dem Ziele, ihn später einmal sozialistisch zu machen. Schon damals gibt er allen Revolutionsgedanken den Abschied. Und wie richtig er das Wesen des 4. August erfaßte, beweist die Tatsache, daß der frühere radikale Konrad Haenisch in den Tagen, wo er noch über die Stellungnahme zum Kriege mit sich rang, in seinem an den Genossen Radek gerichteten, und dann gedruckten Brief sich zwar dagegen wehrte, daß die Politik des 4. August Sozialreformismus sei, aber trotzdem sie faktisch ebenso erklärte wie Winnig.

Jetzt galt es, diesen Uebergang der Partei rück- und

vorwärtsschauend zu begründen. Der radikale Cunow gibt die historische, allgemeine Begründung, indem er in seiner Broschüre über „Parteizusammenbruch“ den Kampf gegen den Imperialismus mit dem Ziele, in absehbarer Zeit den Sozialismus zum Durchbruch zu verhelfen, als Marotte erklärt und als Ziel der Arbeiterklasse proklamiert, aus dem Boden des Imperialismus möglichst viel für sich herauszuholen. Paul Lensch konkretisiert die historische Begründung Cunows, indem er den Sieg des deutschen über den englischen Imperialismus, als die Aufgabe der Arbeiterklasse darstellt. Kolb aber, und mit ihm der ganze alte revisionistische Stab, legen daraufhin die Rechnung vor: Wie wollt ihr, nachdem ihr euch jetzt mit voller Kraft für den kapitalistischen Staat eingesetzt, nachdem ihr auf jeden grundsätzlichen Kampf gegen ihn verzichtet habt, ihn in der Zukunft prinzipiell bekämpfen? Ihr müßt euch bewußt zum Reformismus bekennen, zusammen mit den Liberalen um Teilreformen kämpfen, aber für die Notwendigkeiten des Staates eintreten: für Kolonialpolitik, Rüstungen, Schutzoll.

Daß die Revisionisten damit den Männern vom 4. August nicht mehr als die Konsequenzen der Politik des 4. August vorlegten, zeigt die Tatsache, daß bisher Radikale wie Lensch, Haenisch, Heinrich Schulz, Heinrich Cunow diese Konsequenzen akzeptierten. Lensch und Schulz, indem sie den Bruch mit der „Demonstrationspolitik“ proklamieren, Cunow indem er mit keinem Worte dagegen protestiert, sondern Hand in Hand mit den genannten arbeitet. Wenn man bedenkt, daß es sich bei Cunow, Lensch und Haenisch um Männer handelt, die ein Vierteljahrhundert als radikale Sozialdemokraten gekämpft haben, daß ihnen der Bruch mit dem alten Standpunkt ganz gewiß nicht leicht wurde, daß sie aber als ehrliche Ideologen nichts anderes tun konnten, als bekennen, was ihre Politik bedeutet, so ist es klar, daß der Sozialimperialismus eine unentrinnbare Konsequenz des Sozialpatriotismus ist: der seiner selbst bewußt gewordene Sozialpatriotismus.

Wenn das Proletariat ein Interesse hat, den kapitalistischen Staat zu verteidigen, weil er erst die Bedingungen für den Sozialismus entwickeln soll, so kann es ihm die Notwendigkeit seiner Entwicklung nicht versagen, es würde doch sonst die Entwicklung der angeblich für den Sieg des Sozialismus notwendigen, jetzt noch nicht bestehenden Bedingungen hintertreiben, also den angeblichen Zweck der jetzigen „Verteidigung des Vaterlandes“ selbst zunichte machen. Wie die kapitalistische Welt jetzt ge-